

Fremde Welten erleben

Impressionen von drei Sprachaufenthalten in Buenos Aires, San Francisco und Brisbane

Bis zu 40 000 Schweizer absolvieren jedes Jahr einen Sprachaufenthalt im Ausland. Den Autor hat es nach Buenos Aires, Brisbane und San Francisco verschlagen. Ein Erfahrungsbericht.

Tom Felber

Auf der Avenida Entre Ríos in Buenos Aires hält Annika Helmers winkend einen Bus an. Sie ist nicht allein. Ein Dutzend Leute folgen ihr in das Gefährt. Bis jeder «uno veinte» gesagt hat, damit der Fahrer jeweils den richtigen Preis am alten Ticket-Automaten einstellen kann, dauert es eine Weile. Autofahrer hupen. Die Fahrt geht zum «Lomo»- beziehungsweise Rindsfilet-Essen in ein kleines Quartierrestaurant, das Helmers auf einem Spaziergang entdeckt hat. Sie ist die Direktorin der Sprachschule Che Buenos Aires und führt ihre Studenten höchstpersönlich zweimal wöchentlich an spezielle Orte: Cafés, Bars, Milongas, Museen, Aussichtspunkte, Tango-Shows. Wer alles mitmacht, kennt bald alle Geheimtipps der Stadt.

Schulen als Kulturvermittler

«In dieser Schule fühlt man sich wie in einer kleinen grossen Familie», bringt es Mitsudentin Sabine Liesenfeld auf den Punkt und umschreibt damit auch, dass das Lernen der Fremdsprache bei einem Sprachaufenthalt nur einen kleinen Teil des Gesamterlebnisses ausmacht. Der Schreibende wollte je drei Monate die Atmosphäre in Buenos Aires, San Francisco und Brisbane erleben. Die Sprachkurse waren nur sekundär. Am Ende war es umgekehrt: Vieles an Atmosphäre und Kultur wurde mir dank den Schulen und Gastfamilien vermittelt.

Die gebuchten Schulen hätten unterschiedlicher nicht sein können. Eine perfekte Beratung durch die Schweizer Agentur Boa Lingua, die dreimal vom «Language Travel Magazine» als beste Sprachschulagentur Europas ausgezeichnet wurde, führte mich zu ACE nach Brisbane und St. Giles nach San Francisco. Beides sind grosse Institute, die schon länger bestehen und zu Ketten gehören. Ein Gegensatz dazu war es, als ich mich in Buenos Aires in der kleinen, erst 2008 eröffneten «Che» der ausgewanderten Schweizer Tango-Liebhaberin Helmers wiederfand.



Bei einem Sprachaufenthalt geht es auch darum, in die Atmosphäre und die Kultur einer Stadt einzutauchen. Im Bild: Mittagspause auf der Plaza Roma in Buenos Aires.

KLAUS BOSSMEYER / BILDERBERG

Annika Helmers, die zuvor als Reiseleiterin und Filialeiterin einer Sprachschule-Vermittlung gearbeitet hatte, kämpfte vor der Eröffnung monatelang gegen hartnäckige Bürokratie. Es war ein Vorteil, dass ihr argentinischer Lebenspartner Anwalt ist. «Man braucht Nerven und viel «paciencia», Geduld, wenn es um Bewilligungen und Doku-

mente geht», erinnert sie sich. Ihre Beharrlichkeit kommt nun den Kunden zugute, die hier in Klassen von maximal sechs Studenten in persönlicher Atmosphäre von argentinischen Lehrerinnen mit Herzblut unterrichtet werden.

Gleich vorweg: Der Unterricht in allen drei Schulen war qualitativ hochstehend. Überall waren aber auch die

Schweizer zahlenmässig übervertreten, was einige dazu verleitete, immer wieder Dialekt zu reden. Während die «English only policy» in Brisbane einwandfrei funktionierte und die Studenten selbst beim Besuch der XXXX-Brauerei nach dem fünften Bier eisern Englisch parlierten, hatte St. Giles in San Francisco grösste Mühe, das Gleiche durchzusetzen. Die Zürcher Lehrerinnen, die im Rahmen der obligatorischen Nachqualifikation für Oberstufenlehrkräfte das Proficiency-Diplom benötigen (und dies völlig übertrieben fanden), hielten sich zwar daran. Die jungen Ökonomie-Studenten meinten aber, sie seien doch zahlende, mündige Kunden, und ignorierten auch beharrlich das Bussensystem. – Klar ist hingegen: Ganztägige Cambridge-Kurse sind überflüssig. Die Morgenstunden reichen völlig. Nachmittags sind ohnehin alle müde. Die Zeit wäre effizienter mit Selbststudium zu nutzen. Und die Stadt will ja auch erlebt sein.

Eine Klasse von jungen überheblichen Schweizern zu unterrichten, ver-

langt von einer kalifornischen Lehrerin im Übrigen Nerven aus Stahl. Täglich muss sie sich anhören, was alles besser ist in der Schweiz: Die Züge sind pünktlich. Es wird in Wohnräumen geheizt, wenn es kalt ist, und es gibt etwas, das man «Isolation» nennt. Sie rächte sich, indem sie eine Schweiz-Reise buchte und ausschliesslich bei ehemaligen Studenten übernachtete.

Gastfamilien und Residenzen

Gastfamilien sind Glücksache. Der eine kommt zu einem Gastvater, der ständig im Ernst erklärt, dass Malaysia einen Angriffskrieg gegen Australien plane. Der andere kann die Mitsudenten mit Gras versorgen, weil er in San Francisco in einer Familie landet, deren Sohn im Marihuana-Kleinhandel tätig ist. Auch Studenten-Residenzen können ihre Tücken haben: Ein Mitsudent hatte zwölf Wochen lang im Zimmer im 14. Stockwerk nur kaltes Wasser zum Duschen.

Mich nahm in Brisbane ein Gitarrenspielender Harley-Fahrer auf, der mir am Wochenende sein Haus komplett überliess. Seine Freundin war Wedding-Planerin und er legte an den Hochzeiten als DJ auf. Ich durfte sogar Kollegen ins Haus einladen. In San Francisco behütete mich eine herzliche gebürtige Filipina, die zehn Zimmer in zwei Häusern vermietet und jeden Tag drei Menus anbot. Dass ich an beiden Orten Internet hatte und meine Wäsche im Haus selber waschen durfte, entpuppte sich als Privileg. Viele Mitsudenten mussten in den Waschkablen.

Solche scheinbar unwichtigen Aspekte erweisen sich als stark lebensqualitätsbeeinflussend und sollten bei der Wahl der Gastfamilie abgeklärt werden. Entscheidend ist auch die Distanz vom Wohnort zur Schule. Wegen des zeitraubenden Pendelns mit nicht immer zuverlässigen öffentlichen Verkehrsmitteln in Brisbane und San Francisco bezog ich in Buenos Aires ein Shared-Appartement im alten Stadtteil San Telmo, von dem aus die Schule zu Fuss erreichbar war: ausgerechnet über die Trottoirs, auf denen die wahrscheinlich grössten Hundekot-Berge der Welt liegen. Auf das Baby der jungen Familie hatte meine Anwesenheit übrigens den Einfluss, dass das erste Wort, das es sprechen konnte, weder «Mama» noch «Papa», sondern «Tom» war.

www.boalingua.ch; www.casache.com; www.ace.edu.au; www.stgilles-international.com

ZAHLEN UND FAKTEN

tom. · Bei den im Jahr 2009 bei Mitgliedern des Schweizerischen Sprachreise-Verbandes Salta gebuchten Sprachaufenthalten machen Kurse in englischer Sprache einen Löwenanteil von 62,4 Prozent aus. Es folgen Spanisch mit 10,4 und Französisch mit 9,2 Prozent. In der Statistik der Destinationen steht Grossbritannien (17,98 Prozent) an der Spitze vor den USA (11,82), Australien (10,96), Frankreich (9,16) und Kanada (7,17 Prozent). 68,5 Prozent der Studenten übernachteten in Gastfamilien, 26,9 Prozent in Residenzen, Appartements oder Studios, der Rest woanders. Gemäss Schätzungen von Salta-Präsident Mark A. Winkler absolvieren jährlich 30 000 bis 40 000 Schweizer einen Sprachkurs im Ausland. Genaue Zahlen gibt es nicht, da sie nicht gesammelt werden und nicht alle Anbieter dem Verband angehören. Salta hat 7 Mitglieder mit gegen 40 Büros in der gesamten Schweiz und deckt – so Winkler – 60 bis 70 Prozent des Marktes ab. Der Verband wurde 2003 mit dem Ziel gegründet, für Konsumenten verständliche und einheitliche Qualitätsrichtlinien zu schaffen und deren Einhaltung zu prüfen.

«Sprachaufenthalte sind auch optimale Single-Ferien»

Mark A. Winkler, Präsident des Verbandes Swiss Association of Language Travel Agents (Salta), über die verschiedenen Aspekte von Sprachaufenthalten

Weshalb absolvieren – im Vergleich zu anderen Nationalitäten – so viele Schweizer Sprachaufenthalte im Ausland?

Einerseits weil in der mehrsprachigen Schweiz schon in den Schulen und auch später im Arbeitsleben ein grosser Wert auf den Umgang mit Fremdsprachen gelegt wird. Der zweite wesentliche Faktor ist wohl der Wohlstand. In der Schweiz kann sich auch ein Maurer einen Sprachaufenthalt leisten. Interessant ist ja: Schweizer und Japaner in ausländischen Sprachschulen stammen aus allen sozialen Schichten. Vertreter anderer Nationalitäten hingegen gehören meistens zu Familien mit höherer Kaufkraftklasse.

Was tut ein Kunde, der vermeiden will, auf viele Schweizer zu treffen?

Der Kunde soll das gar nicht vermeiden! Viele Schweizer an einer Schule bedeutet Qualität und ein höheres Lerntempo. In einer Klasse mit vielen Asiaten lernt man weniger. Unterrichtssprache ist ja immer die Fremdsprache, und es liegt an jedem Studenten selber, mit wem er Kontakt hat. Nur wenige Schulen bieten zudem die Examen an, die Schweizer Personalchefs sehen wollen.

Nochmals, was kann man sonst tun, um dem Schweizerdeutsch zu entgehen?

Mein Tipp: Wer einen längeren Sprachaufenthalt absolviert, soll sich einem lokalen Verein anschliessen, um sich schnell zu integrieren. Wir hatten schon Studenten, die spielten Fussball in Argentinien, Unihockey mit der Nationalmannschaft in Australien oder sangen in einem Kirchenchor in Brighton.

Was sagen Sie zum Vorurteil, dass an vielen Destinationen nur Party gemacht und nicht seriös gelernt wird?

Das ist sehr pauschal. Man kann auf der Welt überall Party machen und überall seriös lernen. Klar, wenn Sie in Malta nach St. Julians gehen, wo ringsum Discos stehen, ist die Verlockung gross. Genauso gut können Sie aber im ruhigeren St. Pauls Bay buchen. Auch hier gilt: Es liegt an jedem selber, was er aus seinem Sprachaufenthalt macht.

Wie findet man die passende Schule?

Es ist wichtig, in der Schweiz zu einem Agenten zu gehen, der die seriösen Schulen mit Erfolgskontrollen und Zertifikaten kennt. Man darf nicht vergessen: Für etliche Studenten handelt es sich um «die besten drei Monate» ihres bisherigen Lebens. Man ist jung, oft zum ersten Mal länger fort und anonym. Die Schulen sind dazu auch so etwas wie Kontaktbörsen. Sprachkurse sind des-

halb auch optimale Single-Ferien, ohne anrühlich zu sein.

Der temporäre Ausstieg aus einem festen sozialen Netz birgt auch Risiken. Gibt es Leute, denen Sie Sprachreisen nicht empfehlen?

Risiken? Ja, wir hatten schon Verlobungen und Hochzeiten; auch Verheiratete,



«Viele Schweizer an einer Schule bedeuten Qualität.»

Mark A. Winkler
Salta-Präsident

die mit einem neuen Partner zurückgekommen sind. Natürlich: Wenn jemand ein psychisches Handicap hat, empfehlen wir nicht, nach London oder New York zu reisen, sofern wir von dem Handicap wissen. Passieren kann halt überall etwas: Wenn Sie mich vor fünf Jahren gefragt hätten: Wo ist der sicherste Ort für meine 16-jährige Tochter? Ich hätte gesagt: Galway in Irland. Und genau in diesem bescheidenen Galway ist 2007 eine junge Schweizerin getötet worden.

Gibt es denn Risiko-Destinationen?

Alle Grossstädte bergen andere Risiken als Huttwil. Es kommt auf das Verhalten an. Wer sich in Kapstadt im Zentrum bewegt, wo die Schule ist, lebt nicht gefährlicher als in Zürich. Wenn man aber das Gefühl hat, um Mitternacht allein durch die Strassen laufen zu müssen, ist es natürlich etwas anderes.

Kann man aktuelle Trends ausmachen?

Bei den Destinationen gibt es keinen wirklichen Trend wie Bournemouth in den siebziger Jahren, San Diego in den Achtzigern oder Perth und Sydney in den Neunzigern. Man sieht, dass die USA wieder populärer sind: aufgrund der politischen Situation und weil der Dollar relativ tief ist. Das geht zulasten von Australien und Neuseeland. Klar ist auch, dass mehr Leute in Zentral- und Südamerika Spanisch lernen. Der Sprachaufenthalt wird dort oft mit einer Reise verbunden.

Und altersmässig?

Da ist der Einfluss des Frühenglischen erkennbar. Heute werden schon Zwölfjährige in den Sprachaufenthalt geschickt. Ein weiterer Trend ist «50 plus». Auch Senioren bessern vermehrt eine Fremdsprache im Ausland auf, meist in Kombination mit einem Kulturpro-

gramm. Wir bieten zum Beispiel einen beliebten Rosamunde-Pilcher-Sprachkurs in England an, während dessen markante Filmdrehereorte besucht werden.

Sind das spezielle Schulen?

Theoretisch kann ein «50 plus»-Kunde in jede Schule gehen. Meistens sind bloss die Kulturprogramme dem Alter angepasst. Es gibt aber auch wenige Schulen, die eine Altersbeschränkung nach oben oder nach unten kennen.

Wie wirkte sich die Wirtschaftskrise aus? Mit einem Rückgang. In vielen Firmen wurden die Budgets gekürzt, so dass Mitarbeiter nicht mehr bei vollem Lohn zum Sprachkurs gehen konnten. Zahlen zum Rückgang haben wir leider nicht.

Warum nicht?

Es handelt sich um kleine und mittlere Betriebe, bei denen niemand das Bedürfnis sieht, Zahlen zu publizieren.

Welche Voraussetzungen muss ein Salta-Mitglied erfüllen?

Es muss im Handelsregister eingetragen sein, dem Garantiefonds der Schweizer Reisebranche angehören und eine Haftpflichtversicherung von mindestens 10 Millionen Franken abgeschlossen haben.

Interview: Tom Felber